

I. Kapitel.

Pará und Manáos.

Leben und Treiben in Pará. Museum Goeldi. Reise auf dem unteren Amazonasstrom. Aufschwung und Handel von Manáos. Leben und Treiben in Manáos. Ipuriná-Indianer. Mangel eines Museums.

Am 23. Mai 1903 betrat ich in Pará wieder südamerikanischen Boden.

Diese am Eingang in den Amazonasstrom gelegene und für das ganze Amazonasgebiet wichtigste Handelsstadt macht für brasilianische Verhältnisse einen recht guten Eindruck. Die hellfarbigen Häuser, die vielen Kirchen mit ihren ragenden Türmen, darunter die alte, 1720 erbaute Kathedrale, geben der Stadt ein freundliches und zugleich imposantes Gepräge. Reges Geschäftsleben flutet durch die sauberen Straßen und über die zahlreichen, mit schönen Anlagen versehenen Plätze. Der Hafen wimmelt von Schiffen aller Nationen. In der Bevölkerung, die etwa 100 000 Seelen zählt, herrscht das farbige Element vor. Man sieht viele reinblütige Neger und Mischlinge in allen Farbenabstufungen, aber auch zahlreiche reinblütige Indianer, hier Caboclos genannt, die in den reicheren Häusern besonders als Dienerschaft sehr geschätzt werden. Neben Vertretern der zivilisierten Indianerbevolkerung des unteren Amazonas, die ihre ursprünglichen Stammessprachen schon seit Generationen über dem Portugiesischen vergessen hat, trifft man hier auch viele Indianer von den Nebenflüssen, die im Wechsel des Lebens nach Pará verschlagen worden sind und neben der Sprache der Weißen ihre einheimischen „Girias“, wie der Brasilianer sagt, noch beherrschen, wenn sie dies auch aus falscher Scham gewöhnlich nicht zugestehen wollen.

Empfängt der Ethnologe schon dadurch manche Anregung, so ist er noch angenehmer überrascht, in dieser Stadt, wo der Gelderwerb doch die erste Rolle spielt, ein Institut zu finden, das sofort würdig in die mannigfache Wissenschaft des gewaltigen Gebietes einführt. Es ist das frühere „Museu Paraense“, das seit dem Jahre 1901 zu Ehren seines genialen Gründers Dr. Emil August Goeldi von der Regierung des Staates Pará „Museu Goeldi“ genannt wird. Aus den kleinsten Anfängen, einer Art Kuriositätenkabinett, hervorgegangen. in

dem Naturgegenstände in buntem Durcheinander und versehen mit den naivsten Etiketten, ausgestellt waren, die den Spott des Gebildeten herausfordern mußten, ist das Museum im Laufe der Jahre eine Musteranstalt geworden, die sich jedem europäischen Museum ähnlicher Art ge'rost an die Seite stellen kann. Ja, das Museum in Pará steht wohl einzig in seiner Art da; denn es vereinigt in sich einen reichhaltigen zoologischen und botanischen Garten und ein zoologisches, botanisches, paläontologisches und ethnographisches Museum. Die Sammlungen beschränken sich auf ein bestimmtes, verhältnismäßig abgegrenztes Gebiet und betreffen ausschließlich Südamerika, hauptsächlich Brasilien, ganz besonders aber Amazonien, und darin gerade liegt der Wert der ganzen Anstalt. Eine peinliche Ordnung spricht sich schon aus in den netten, im Schweizer Stil gebauten Häuschen der Beamten, die fast sämtlich Schweizer Nationalität sind, in den reizenden schattigen Wandelgängen des botanischen Gartens; Ordnung und strenge Wissenschaftlichkeit herrscht überall.

Von den Herren Direktor Dr. Goeldi und Dr. Jacques Huber, dem trefflichen Leiter der botanischen Abteilung¹⁾, wurde ich freundlichst aufgenommen und konnte unter ihrer liebenswürdigen Führung alle Sammlungen und Einrichtungen des Museums genau besichtigen. Am meisten interessierten mich natürlich als Fachmann die ethnographischen Sammlungen, die, wie auch an anderen Orten, unter dem Raummangel zu leiden haben, so daß manche Schätze noch verstaubt der Auferstehung harren. Besonders reich vertreten sind die Karayá-Stämme des Araguaya-Tocantins und die Stämme des Rio Negro und Uaupés. Der Stolz des ethnographischen Museums aber ist entschieden die hervorragende, einzig dastehende Sammlung von Totenurnen, die teils auf den Inseln der Amazonasmündung, Marajó, Mexiána u. a., teils am Rio Maracá und anderen Flüssen, teils in dem brasilianisch-französischen Grenzküstengebiet Cunany ausgegraben worden sind.

Am Abend des 26. Mai lichtete die „Lydia“, einer der kleineren Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie, der mich zwar etwas langsam (in 33 Tagen), aber sicher von Hamburg nach Pará gebracht hatte, die Anker, und es ging den Amazonenstrom aufwärts meinem Forschungsgebiet entgegen.

Zunächst fuhren wir durch den sogenannten Rio Pará, eine große, langgestreckte Bucht, die die Mündung des Tocantins mit dem Inselarchipel der Amazonasmündung bildet. Im Vorüberfahren wurden die Trinkwassertanks voll gesunden Tocantinswassers gepumpt als Vorrat für die Weiterreise.

Die Ufer des unteren Amazonas zeigen entzückende Vegetationsbilder,

¹⁾ Seit 1907 Direktor des Museums.

besonders in dem schmalen Kanal von Taji-purú oder auch Taja-purú, der die große Insel Marajó vom Festland trennt, und durch den man in den eigentlichen Amazonasstrom gelangt. Die schön gebaute, mir vom Hochland von Matto Grosso her bekannte Burití-Palme, hier Mirití genannt (*Mauritia flexuosa*) tritt massenhaft, in ganzen Gruppen auf. Überall leuchten die kerzengeraden, bisweilen 30 m hohen, glatten, grauen Stämme aus dem geheimnisvollen Duster des Urwaldes hervor. Die breiten Fächer der Krone zittern in der leichten Brise. Zwischen Laubbäumen, Leguminosen und Bombaceen, die mit ihren Wipfeln die Genossen hoch überragen, stehen andere Palmen, Paxiúba (*Iriartea exorrhiza*) und majestätische Inajá (*Maximiliana regia*), auch Bacába (*Oenocarpus Bacaba*) und schlanke Assai (*Euterpe oleracea*), deren Früchte den Amazonas-Anwohnern die beliebte und nahrhafte Marmelade liefern, die in den Straßen von Pará und Manáos die kleinen farbigen Bengel mit gellendem Ruf anpreisen.

So abwechslungsreich die Vegetation ist, so einförmig ist das Tierleben. Wenigstens sieht man vom Schiff aus so gut wie nichts davon. Bisweilen fliegen Arára, stets paarweise, vorüber und lassen ihre herrlichen Farben in der Sonne leuchten; unzählige Papageien und Periquitos erfüllen den Wald mit ihrem zänkischen Geschrei; kleine Eisvögel begleiten streckenweise den Dampfer; hier und da hockt, auf Fische lauernd, ein weißer Reiher auf einem abgestorbenen Baumast oder schwebt, durch Flintenschüsse der Passagiere aufgeschreckt, majestätischen Fluges unserem Schiff voraus, um sich bald wieder niederzulassen; — das ist aber auch alles. Freilich ist jetzt fast der höchste Wasserstand. Der Fluß reicht weit ins Land hinein, überschwemmt die Inseln, steigt bis in die Kronen der Urwaldbäume. Die weiten Sandbänke, auf denen in der Trockenzeit zahlreiche Enten, Taucher, Strandläufer und ganze Scharen rosenroter Guará (*Ibis rubra*) ihre Nahrung suchen, liegen jetzt tief unter Wasser.

Von Zeit zu Zeit kamen wir an Wohnungen von Eingeborenen vorüber, erbärmlichen Hütten, Pfahlbauten, halb im Wasser und Schlamm stehend. Die braunen Bewohner waren reinblütige Indianer (*Caboclos*) oder Mischlinge. Erwachsene, halb bekleidet — vielleicht hatten sie erst beim Nahen des Dampfers Kleider angezogen — standen vor ihrem Besitz, als sollten sie photographiert werden; nackte Kinderchen plantschten im Wasser. Die eine Hälfte des Jahres leben diese armen Leute im Wasser, die andere Hälfte im stinkenden Schlamm, auf den kärglichen Ertrag ihrer geringen Pflanzungen oder der Jagd und des Fischfangs angewiesen, der Malaria und den Sumpffiebern preisgegeben. Ein menschenunwürdiges Dasein! Doch — vielleicht sind sie glücklich in der Unkenntnis des Besseren. Nichts ist relativer als das Glück und die Zufriedenheit!

Den ganzen Nachmittag des 27. Mai fuhren wir durch den schmalen

4

Kanal, der bisweilen nur zwei Schiffsbreiten maß, so daß sich der Dampfer nur mit Mühe durchzuwinden schien, vorbei an der stets wechselnden Szenerie der Uferbilder, die in der weichen Abendbeleuchtung noch malerischer hervortraten.

Am frühen Morgen des folgenden Tages verließen wir die Enge und lenkten in den eigentlichen Amazonasstrom ein, dessen Unermeßlichkeit kaum noch an einen Fluß erinnert. Die Vegetation der Ufer ist hier wesentlich anders, aber nicht minder großartig. Man sieht wenig Palmen, dafür aber einen tropischen Urwald von einer zügellosen Üppigkeit, die wohl nichts Gleiches in der ganzen Welt findet, riesige Laubbäume, von oben bis unten mit Schlingpflanzen um-



Abb. 1. Uferszenerie am unteren Amazonas.

strickt, die gleich dicken Tauen von allen Ästen zur Erde herabhängen oder mit ihrem dichten Blättergewirr wie Vorhänge die Geheimnisse des Waldes verhüllen, manche, die, von der Last der Schmarotzer abgestorben, wie anklagend ihre kahlen Äste gen Himmel strecken, andere im wildesten Chaos durcheinander geworfen. Ein beständiger Kampf der Natur!

Auf höheren Uferstellen (Abb. 1) lagen im Schatten lianenverstrickter Urwaldriesen braune Palmstrohthütten, umgeben von breitblättrigen Bananen, daneben sah man häufig Holzscheite hoch aufgeschichtet und eine Tafel mit der verlockenden Aufschrift: „lenha barata“ — billiges Brennholz — für die

vorüberfahrenden Flußdampfer. Schmale Holzkanus strebten vor den starken Wellen, die unsere plumpe „Lydia“ aufwarf, eilfertig dem Ufer zu. Losgerissene Grasinselchen trieben in der Strömung, aber auch dicke Baumstämme, die der Schiffsschraube gefährlich werden können.

Oberhalb der Mündung des mächtigen Xingú, dessen Quellgebiet im fernen Matto Grosso ich im Jahre 1899 als Begleiter des Herrn Dr. Herrmann Meyer-Leipzig bereiste, treten die ersten Gebirge auf, und die Uferszenerie geht zeitweise, besonders zur Linken, in weite Kampfstrecken über, die von zahlreichen Viehherden belebt waren. Die Anzeichen höherer Zivilisation mehrten sich rasch: Inmitten reicher Kakaopflanzungen elegante Wohnhäuser, die gar nicht in diese Wildnis zu passen schienen; im Hintergrund eine weiße Kapelle, die Palmstroh-hütten der Bediensteten, ein Viehkorral mit zahmen Kühen, und weiterhin, soweit man schauen konnte, Kamp, Viehweiden, bis zu den fernen Höhenzügen; ein stolzer Besitz.

Am Abend des 29. Mai passierten wir die Stadt Santarem an der Mündung des Tapajoz und am folgenden Morgen das hochgelegene Obidos, etwas oberhalb der Mündung des Rio Trombetas, des sagenumwobenen Flusses, den man lange Zeit für die Heimat der kriegerischen Amazonen hielt. Im Schatten seiner Uferbäume schläft der Amazonasforscher Henri Coudreau nach einem ruhelosen Leben voll Mühe und Arbeit den letzten Schlaf.

Nach der kurzen Unterbrechung durch offene Kampfstrecken nimmt die Ufervegetation wieder ein üppig tropisches Aussehen an; ein großartiges überwältigendes Gemälde. Die Ubussú (*Manicaria saccifera*), die herrlichste Palme des Amazonastieflandes, die fast ohne Stamm ihre riesigen breiten Blattwedel bis zu 10 m Länge in die Höhe sendet, hebt sich durch ihr lichtiges Grün wirkungsvoll von dem dunklen Hintergrund des Uferwaldes ab. Die Ansiedlungen wurden immer zahlreicher. Vor einer Hütte große „festa“; viel Volk in mehreren bunt bewimpelten Kanus. Irgend ein Heiliger wurde spazieren gefahren; echt heidnische Festmusik, Flötengetön zum dumpfen Pauken einer großen Trommel; Geschrei und Fahنشwenken. Auch wir trugen zum allgemeinen Spektakel unser Teil bei; dreimal dröhnte die große Dampfsirene, was offenbar gewaltig imponierte und Freude machte. Am 31. Mai kamen wir an dem Städtchen Itacoatiára vorüber, dem früheren Serpa, einer Anzahl heller Häuschen auf hohem Ufer, von grellen Blitzen magisch beleuchtet. Wir gaben mit farbigen Lichtern das Kompagniesignal der Hamburg–Amerika–Linie. Vor der Kirche Festbeleuchtung und Festtrubel, eine Art Prozession von vielen braunen Leuten in hellen Gewändern. Eine Musikbande spielte die Donauwellen. Voll des Guten, torkelte ein Festeiro zum Ufer. Festtagsstimmung überall. Man feierte Pfingsten, das liebeliche Fest. O armes Christentum!

Oberhalb Itacoatiára fällt das linke Ufer in hohen Lehm- und Sandbarrancas, dann in schroffen Felsen ab. Wir passierten die Mündung des gewaltigen Rio Madeira, die von Inseln verdeckt bleibt, und lenkten am Mittag des 1. Juni in den Rio Negro ein, dessen schwarzes Wasser sich hier von den graugelben Amazonasfluten scharf abhebt und noch weit flußabwärts durch dunkle Flocken die Nähe des mächtigen Tributärs anzeigt. Bald ankerten wir vor der alten „Barra do Rio Negro“, dem heutigen Manáos. (Abb. 2.)



Abb. 2. Manáos. Hafen.
Im Vordergrund die Kathedrale.

Manáos hat in den letzten Jahrzehnten einen fast nordamerikanischen Aufschwung genommen. Noch vor 50 Jahren war es kaum mehr als ein kleines schmutziges Indianernest ohne nennenswerte Bedeutung²⁾, von dem Avé-Lallemant in seinen köstlichen Schilderungen sagen konnte: „Alles sah aus, als ob man erst noch auf etwas wartete, was allem den rechten Impuls geben sollte.“ Dieses „Etwas“ ist rascher gekommen, als man damals ahnte. Heute ist Manáos mit seinen über 50 000 Einwohnern die bedeutendste Handelsstadt des inneren

²⁾ Nach einem brasilianischen Bericht aus dem Jahre 1852 hatte damals Manáos 8500 Einwohner, darunter 4080 reinblütige Indianer und nur 900 Weiße, die übrigen Neger und Mischlinge. Vgl. Robert Avé-Lallemant: Reise durch Nordbrasilien im Jahre 1859. II. Teil, S. 126/127. Leipzig 1860.

Amazonasgebietes, die Ausfuhrstation für die ungeheuren Mengen Kautschuk, die alljährlich in mühevoller und gefährlicher Arbeit an den zahlreichen Nebenflüssen des gewaltigen Stromes gewonnen und auf den europäischen und nordamerikanischen Markt gebracht werden. Mehrere europäische Dampferlinien, darunter die Hamburg - Amerika - Linie und die Booth - Linie, vermitteln einen komfortablen Verkehr mit den Vereinigten Staaten und der Alten Welt, und zahlreich sind die größeren und kleineren Flußdampfer, die von dieser Zentrale aus bis hoch in die Quellgebiete der Amazonaszuflüsse vordringen, um den vorgeschobenen Posten die „Segnungen der Zivilisation“ zu bringen und dafür mit hohem Gewinn das „schwarze Gold“ einzutauschen, von dem man freilich nicht sagen kann: „Non olet!“

Die Zahl der Deutschen in Manáos ist verhältnismäßig stark, sind doch die beiden bedeutendsten Geschäftshäuser mit ihrem zahlreichen Personal deutsche Firmen. Die Totalsumme der Kautschukausfuhr des Jahres 1905 betrug 23 529 566 kg.

Diese Zahl mag einen kleinen Begriff geben von der Bedeutung, die Manáos im Welthandel hat. Doch soll damit nicht gesagt sein, daß man dort mühelos Reichtümer erwerben könne, daß einem sozusagen die gebratenen Tauben in den Mund flögen. Auch wenn man das böse „Manáosfieber“, das fast jährlich eine Anzahl Ausländer hinrafft, glücklich hinter sich hat, so gehört doch noch eine gesunde Natur und gewaltige Energie dazu, oft bis spät in die Nacht hinein in den düsteren, schlecht ventilierten Kontors zu sitzen und angestrengt zu arbeiten, und zwar in den Sommermonaten, wenn nach dem in den engen Straßen doppelt glühend heißen Tag eine schwüle Nacht kaum etwas Abkühlung bringt. Was Wunder, wenn der junge Geschäftsmann nach des Tages Last und Hitze seine Erholung sucht, und an Gelegenheiten dazu fehlt es in Manáos nicht, verschieden je nach Neigung und Geldbeutel. Der feinere Ästhetiker eilt in das Theater, das, viel zu groß und prächtig angelegt, mit seinem in buntem Mosaik gehaltenen, mächtigen Kuppelbau die Stadt überragt. Bescheidenere Kunstfreunde begnügen sich mit dem Variété, auf dessen weltbedeutenden Brettern manche Pariser Chansonette ihre alten Tage versingt. Der ganz Bescheidene aber amüsiert sich — vielleicht am besten — in den volkstümlichen Tanzlokalen, wo man mit den braunen Schönen die „Matchiche“ tanzt, eine Art Bauchtanz, der wohl aus Afrika seinen Weg hierher gefunden hat. Wer seine Sinne noch mehr auf das Materielle richtet, findet reichliche, wenn auch für durstige Kehlen etwas kostspielige Erfrischung in den größeren Cafés beim Glase echten Pschorrbräus. Auf der Hauptstraße von Manáos, der schönen, breiten „Avenida Eduardo Ribeiro“, trifft sich tagtäglich die Gesellschaft. Hier findet man sich

nach Sonnenuntergang an kleinen runden Tischen zusammen zum stark geeisten „Shop“, einem „Whisky com Soda“ oder der matteren Limonade. Man schwätzt und lärmst, schließt Geschäfte ab, politisiert, besonders die älteren Herren, man macht ein Spielchen, Billard, Schach, knobelt die Zeche aus und findet immer noch Zeit, die eleganten Damen der Welt und Halbwelt zu bekritteln, die zwischen den auf den breiten Trottoirs aufgestellten Tischen Revue passieren. Eine beliebte Erholung, besonders am Sonntag Vormittag, ist eine Fahrt mit der nach nordamerikanischem Muster eingerichteten elektrischen Bahn durch den Urwald, der sich in tropischer Wildheit unmittelbar hinter der Stadt erstreckt, bis zur Endstation Flores, einigen Indianerstrohütten, wo man eine bescheidenen Ansprüchen genügende Bewirtung findet. Andere, die es sich leisten können, halten sich dazu ein Reitpferd oder huldigen in ihrer freien Zeit dem Ruder- und Segelsport auf den dunklen Fluten des „schwarzen Stromes“. Die Deutschen haben sogar eine Kegelbahn. Einmal in der Woche und an hohen Festtagen konzertiert die Kapelle der wohlgeschulten Polizeitruppe vor der mächtigen Kathedrale oder in dem schönen Garten des Gouvernementspalastes. Sie spielen nicht übel, die meist braunen und schwarzen Kerle, und nicht nur taktfeste Märsche und Tänze; die schwersten Opernmelodien, Wagner u. a., bewältigen sie mit der größten Leichtigkeit. Diese musikalischen Abende bieten der Jugend eine willkommene Gelegenheit zu ausgiebigem Flirt, und in manchem leicht bewegten Jünglingsherzen entfacht ein feuriger Blick aus tiefgründigen Augen den Funken der Leidenschaft zu hellloderndem Brand. Ja, Manáos hat hierin und in vielem anderen einen kleinen Stich ins Großstädtische. Nur manchmal, besonders an Volksfesten, wenn die Gemüter erhitzt sind, wird man daran erinnert, daß man sich an der Grenze der Wildnis befindet.

Das Klima in Manáos kann man gerade nicht ungesund nennen. Doch tritt hier außer vereinzelt Epidemien von Gelbfieber, das von der Küste her eingeschleppt wird, bisweilen eine Art typhösen Fiebers auf, das wohl dem sumpfigen Grund, auf dem ein großer Teil der Stadt erbaut ist, zuzuschreiben ist. Es äußert sich in dreitägiger, sehr hoher Körpertemperatur ohne Schweiß und endet in den meisten Fällen mit Herzschlag. Auch ich lernte leider diese unangenehme Zugabe kennen und schwebte tagelang zwischen Leben und Sterben.

Wie in früheren Zeiten, so machen noch heute die Indianer einen Hauptbestandteil der Bevölkerung von Manáos aus. Überall sieht man die braunen Leute. Teils sind sie schon seit langem „zivilisiert“ und bewohnen als Caboclos die Vorstädte, entartete Nachkommen der einstigen Herren des Landes, teils leben sie — wie in Pará — als Bedienstete in den vornehmen Häusern oder

führen als Ruderer die großen Lastboote von weither zur Stadt, teils bringen sie in leichtem Kanu den Ertrag ihrer Felder und die Beute der Jagd und des Fischfanges zum täglichen Markt. Nicht selten sieht man auch ursprünglichere Indianer in kleineren und größeren Trupps in den Straßen der Stadt. Zwar tragen sie hier die vorgeschriebene europäische Kleidung, Hose und Hemd, doch sind sie durch ihren auffallenden Gang — sie gehen stets einer hinter dem andern — und andere Merkzeichen leicht von den einheimischen Caboclos zu unterscheiden und als echte Waldmenschen zu erkennen.

Der „Director dos Indios“, der nominell über alle Indianer des Rio Negro gesetzt ist und für seine „Tätigkeit“ monatlich 1 Conto de Reïs (1000 Milreïs = 1000 Mark im Jahre 1903) bezieht, war zwar ein ausgezeichneter Kenner der Orchideen, von denen er eine Menge der herrlichsten und seltensten in seinem Garten züchtete, von seinen Schutzbefohlenen aber wußte er weniger wie nichts, nicht einmal die Namen. Um so größere Förderung wurde mir in dieser Beziehung von meinem Freunde Georg Hübner, dem Besitzer der „Photographia Allemã“, der den Orinoco, Rio Negro und oberen Amazonas aus eigener Anschauung kannte und nie müde wurde, mich aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen mit Rat und Tat zu unterstützen.

Schon hier konnte ich von einigen Ipuriná-Indianern größeres linguistisches Material sammeln. Ihr Patron, ein Mestize, hatte sie aus ihrer Heimat am Ituxý, einem rechten Nebenfluss des Purús, nach Manáos gebracht, um sie dem Gouverneur vorzustellen und von ihm Unterstützungen zu bekommen zu ihrer „Katechese“; ein christliches Wort von trefflichem Klang. Leider dient es in Brasilien häufig dazu, die Vergewaltigung der armen Indianer zu verschleiern. Außerdem wollte er von der Regierung eine Konzession erlangen zur Ausbeutung der dortigen Kautschukwälder, was natürlich die Hauptsache war. Die Leute sollten, wie ihr Herr sagte, in der Stadt „die Zivilisation lernen, um sie später unter ihren Stammesgenossen zu verbreiten“. Ein schönes Experiment! —

Was ich für meine ethnographischen Studien in Manáos besonders schmerzlich vermißte, war ein Museum. Dies ist in der Tat ein bedauerlicher Mangel schon im Gegensatz zu Pará mit seiner ausgezeichneten Anstalt, doppelt bedauerlich, da Manáos als Grenzstadt nach dem freien Indianergebiet hin und als Zentrale des Kautschukhandels gewissermaßen in beständiger Fühlung mit den unverfälschten Indianerstämmen steht und zum ethnographischen Sammeln sozusagen prädestiniert ist. Wohl bestand vor Jahren auch in Manáos ein hübsches Museum, das eine Zeitlang unter der trefflichen Leitung des bekannten brasilianischen Botanikers João Barboza Rodrigues und des

Deutschen Dr. Pfaff stand; aber es hat sich längst in Wohlgefallen aufgelöst, und die Sammlungen sind in alle Winde zerstreut. Es befanden sich prächtige Stücke darunter, so die interessanten Ethnographica, die Barboza bei den sogenannten Krischaná des Yauaperýflusses erworben, und die grosse Sammlung, die der österreichische Reisende Richard Payer vom oberen Rio Negro und Uaupés mitgebracht hatte. Spurlos verschwunden sind auch die keramischen Schätze aus den prähistorischen Ausgrabungen bei Itacoatiára und im Weichbilde der Stadt. Noch jährlich werden bei Erdarbeiten, besonders in der Nähe der Kathedrale, derartige wertvolle Stücke nebst alten Steingeräten zutage gefördert, die meistens in die Hände der Geistlichen oder einflußreicher Personen übergehen. Die Menge solcher Funde in und um Manáos setzt eine starke prähistorische Bevölkerung oder eine lange Besiedelung voraus. Im Jahre 1905 nahm man wieder einen Anlauf zur Gründung eines zoologisch-botanisch-ethnographischen Museums. Ein großer Waldkomplex, der auf luftiger Höhe gelegene „Bosque“, ein beliebter Ausflugsort, war dafür bestimmt, und fieberhaft wurde daran gearbeitet. Doch bald erlahmte das Interesse, und die Arbeiten wurden bis auf weiteres eingestellt.

Den Hauptverkehr unterhält Manáos mit den südlichen Nebenflüssen des Amazonas, besonders Madeira, Purús, Juruá, Javary, die den besten und meisten Kautschuk ausführen, und weiterhin mit Perú über Iquitos, bis wohin sogar die Überseedampfer der Boothlinie fahren. Der Handel mit dem Rio Negro-Gebiet dagegen ist ziemlich unbedeutend schon wegen der geringen Ausbeute an Kautschuk, der dazu noch von minderwertiger Qualität ist, ein Glück für den Ethnographen; denn wo die rohen Banden der Kautschuksammler hinkommen, da ist kein Bleiben für den wilden Indianer.